

# Kommentar zu Kapitel 3, Abschnitt 7.5. „Freie Relativsätze“

Wolfgang Sternefeld

18. September 2007

Zu diesem Abschnitt habe ich eine kurze und eine lange Bemerkung. Die kurze betrifft das aus Vogel (2001) zitierte Datum in (103), das ich hier wiederhole:

- (103) a. Ich lade ein, wessen Eltern ich vertraue  
b. ??Ich lade ein, wessen Geschwistern ich vertraue

Die zwei Fragezeichen werden in der generativen Literatur fast immer so interpretiert, dass der Satz als ungrammatisch zu gelten habe und dass es deshalb einen rein syntaktischen Mechanismus geben sollte, der den Satz ausschließt. (103-a) hat bei Vogel ein eingeklammertes Fragezeichen, gilt also als grammatisch. Ich habe daraus geschlossen, dass es irgendwelche zusätzlichen Mechanismen geben müsse, welche die Ungrammatikalität erklären könnten sollten, und dass es dazu im Rahmen einer Merkmaltheorie keine Handhabe geben könne, da es ja auf die PF-Form und nicht auf die syntaktische Form ankommt.

Dabei habe ich stillschweigend darauf vertraut, dass es solche Mechanismen in jenem Grammatikmodell geben sollte, welche die Hintergrundtheorie des genannten Aufsatzes von Vogel bildet: es handelt sich um die Optimalitätstheorie (OT), in welcher die grammatische Strukturen und PF-Formen direkt miteinander in Bezug gesetzt werden. Dieses Modell wird von Vogel (2001) für die Beschreibung von FRSätzen benutzt; diesem Aufsatz ist auch das Beispiel entnommen, und das Modell erscheint insofern vielversprechend, als dass es ja in (103) gerade auf jenen Zusammenhang zwischen PF-sichtbarer Kasusrealisierung und rein syntaktischem input ankommt. Allerdings, und jetzt kommt der Punkt, der im Buch vielleicht noch zu erwähnen gewesen wäre: Auch in der Theorie von Vogel sind **beide** Sätze völlig grammatisch, denn im Allgemeinen sollte sich (103-a) gerade so verhalten wie

- (97) b. Ich suche aus, wem ich mich unterwerfe

Wie das Datum in (103) deshalb zu handhaben ist, bleibt ein völlig offenes Problem.

Es lässt sich dann ja auch weiter fragen, wie es um die Grammatikalität von anderen pied-piping Konstruktionen bestellt ist. Hier ein Beispiel:

- (1) Ich vertraue, wessen Mutter mich kennt

Der Matrixkasus ist ein Dativ, der Kasus in SpecC ein Nominativ. Aber da der Kasus von Mutter beides sein kann, würden wir nach Vogels Theorie erwarten, dass die Konstruktion

grammatisch ist. Diese Behauptung kommt mir dann doch etwas gewagt vor. Ich glaube daher, dass man ohne eine eingehendere Untersuchung aus solchen Daten zunächst einmal keine wie auch immer gearteten Schlüsse ziehen kann.

Mir scheint, dass die pied-piping Fälle doch so marginal sind, dass Daten wie (103) eventuell Aufschluss über generelle Tendenzen geben können; diese aber direkt in die Beschreibung zu integrieren erscheint mir augenblicklich noch nicht opportun.

Der zweite, längere Punkt betrifft die Frage, ob der in Vogel verfolgte OT-Ansatz dem üblichen Vorgehen, so wie ich es verfolgt habe, wirklich überlegen ist. Eine solche Diskussion wäre innerhalb des Buches nicht zu führen gewesen, da die Mechanismen der OT-Theorie nicht vorausgesetzt werden konnte. In diesem Abschnitt versuche ich dennoch einen solchen, wobei ich Vertrautheit mit der OT voraussetzen muss; wer diese Voraussetzung nicht mitbringt, möge hier zu lesen aufhören.

Um es gleich vorwegzunehmen: ich glaube nicht, dass die OT-Beschreibung ein so sehr viel bessere ist als die übliche. Der große a priori Vorteil der Theorie scheint zunächst der zu sein, dass die Existenz oder nicht Existenz von bestimmten Konstruktionen in bestimmten Sprachen durch das Ranking von *constraints* beschrieben werden kann. Der Nachteil ist in der Regel, dass dadurch meist viel zu viele Möglichkeiten vorhergesagt werden. Schließt man allzuviele davon durch ad hoc Methoden wieder aus, nähert man sich der klassischen Beschreibung immer mehr an. Als weiterer genereller Nachteil wird in der Literatur immer wieder betont, dass die *constraints* selber oft ad-hoc Charakter haben, obwohl sie universelle Gültigkeit beanspruchen.

Im Folgenden möchte ich diskutieren, ob der Gesichtspunkt der parametrischen Variation durch *re-ranking* von *constraints* einerseits, und die spezifischen Annahmen zur Beschreibung der Konstruktion andererseits Anlass dazu geben könnten, den OT-Ansatz gegenüber einer eher herkömmlichen Beschreibung zu bevorzugen. Dazu erst einmal ein paar Voraussetzungen.

Die Annahmen zur Satzstruktur sind etwas vage, aber im Prinzip wohl dieselbe wie unsere, es handelt sich um CPs, deren C-System irgendwie mit zwei Kasus konfrontiert werden, nämlich dem von außen zugewiesenen, dem sog. m-Kasus des Matrixverbes, und dem von innen kommende Kasus des Relativpronomens, der hier r-Kasus genannt wird.

Der input besteht zunächst aus einer vollständig kasus-spezifizierten Form, der relevante output differiert darin, wie die Kasusmerkmale der Pronomen morphologisch beim Pronomen realisiert werden. Man vergleicht hier direkt die LF mit PF-Kandidaten (was übrigens in den üblichen Generativen Modellen seit Ende der siebziger Jahre explizit verboten ist).

Die Kandidatenmenge umfasst außerdem auch neben der syntaktisch schon analysierten FR-Konstruktion die reguläre Konstruktion, die eigentlich auch ein möglicher Input sein könnte. D.h., neben (97) gibt es bei Vogel auch in der Kandidatenmenge für diesen Satz eine Konstruktion wie:

(97') Ich suche einen aus, dem ich mich unterwerfe

(Man stört sich hier natürlich an dem Pronomen *einen*, die von Vogel angegebene Paraphrase ist also nicht korrekt, aber ignorieren wir dies einmal.) Dass hier eine andere Konstruktion aus dem input einer FRS-Konstruktion abgeleitet werden kann, macht die Theorie vielleicht nicht gerade elegant, aber ich sehe auch keine andere Möglichkeit, innerhalb des

OT-Rahmens überhaupt Ungrammatikalität von FRS-Konstruktionen zu beschreiben. Die Idee ist dann folgende: Eine FR ist genau dann ungrammatisch, wenn die reguläre Konstruktion weniger wichtige Treue-*constraints* verletzt, als die FR-Konstruktion. Der entsprechende *constraint* heißt FAITH-function. Dieser muss vom grammatischen FR immer verletzt werden.

Umgekehrt gibt es einen *constraint*, der besagt, dass jedes syntaktische Kasusmerkmal seine eigene morphologische „Realisation“ (zu ergänzen wäre wohl: auf einer jeweils eigenen DP) haben soll. Dieser *constraint*, genannt UNI, ist quasi komplementär zu FAITH, da alle FR-Konstruktionen diesen *constraint* automatisch verletzen.

Es lässt sich damit zumindest ein Parameter mittels Ordnung dieser *constraints* erfassen: Ordnet man UNI ganz hoch an, so kann es in der betrachteten Sprache keine FRSätze geben: sowas scheint mir durchaus denkbar, obwohl ich jetzt kein Beispiel für eine solche Sprache parat habe. Ordnet man umgekehrt FAITH ganz hoch, so sollte es für beliebige Kombinationen von Kasus mindestens eine grammatischen FRs geben. Angeblich soll Gotisch eine solche Sprache sein. Ist dies aber auch in allen Kombinationen getestet worden, etwa auch bei Präpositionalobjekten? Möglich sein müsste dann z.B.:

(2) Ich arbeitete bei wem mich bezahlte/mir gefiel

Sind solche Konstruktionen wirklich grammatisch? Das lässt sich nun schwerlich überprüfen, ignorieren wir daher im Folgenden einmal diesen Punkt.

Rekapitulieren wir stattdessen noch einmal kurz unsere Beschreibung des Deutschen. Der m-Kasus wird an C „zugewiesen“, der r-Kasus an SpecC über Bewegung vererbt. Ist der m-Kasus eine Präposition X oder ein Kasus X mit X gleich Genitiv oder Dativ, so muss C das Spezifikatormerkmal [\*X\*] haben. Dies ist erst einmal alles.

Nun unterscheidet Vogel zwei Dialekte des Deutschen, nämlich solche, in denen Beispiele wie (97-a), hier wiederholt,

(97) a. Er küsste ab, wer gerade vorbeikam

grammatisch sind, wie von uns bisher vorhergesagt, und solche, in denen sie es nicht sind. Der zweite Fall wird, wie manchmal in der Literatur vorgeschlagen, auf eine allgemeine Kasushierarchie zurückgeführt: Wenn der m-Kasus auf der Hierarchie höher steht als der r-Kasus, ist die Konstruktion grammatisch, sie ist im umgekehrten Fall ungrammatisch, also wenn der m-Kasus, z.B. ein Akkusativ, niedriger ist als der r-Kasus Nominativ. Diese Hierarchie wird nun in der OT abgebildet bzw. (in einer weiteren Variante) in die *constraints* integriert und von Vogel zur Grundlage seiner Beschreibung gemacht. Wie dann die beiden Dialekte durch ranking voneinander unterschieden werden sollen, sei im Augenblick einmal nicht so wichtig.

Überlegen wir kurz, wie (97) in unserem System ausgeschlossen werden könnte. Wir bräuchten ein zusätzliches Merkmal, also praktisch [\*-NOM\*], das vom Akkusativ getriggert wird, und das vom Nominativ nicht erfüllt werden kann. Dies würde bedeuten, dass alle nicht-Nominative eine natürliche Klasse bilden, was wir aber bisher durch Merkmale nicht haben ausdrücken können. Wir müssten daher annehmen, dass der Akkusativ-C-Kopf entweder ein Spec-Merkmal für den Akkusativ hat, was wohl der unproblematische default sein

dürfte, oder dass er ein SpecC-Merkmal für die obliquen Kasus bzw. ein PP-Merkmal hat. Dies sieht erst einmal fürchterlich unelegant aus. Daher scheint die OT-Lösung hier erst mal die bessere.

Es gibt jedoch ein großes ABER. Vogel scheint nämlich in seiner Reduktion auf eine Hierarchie zu übersehen, dass es nicht genügt, drei Klassen von Merkmalen zu hierarchisieren, nämlich Nominativ, Akkusativ und Oblique. Dies sagt ja lediglich voraus, dass ein obliquer m-Kasus durch einen obliquen r-Kasus realisiert werden muss, es fehlt aber die zusätzliche Bedingung, dass diese Kasus bzw. die Präpositionen in diesem Falle absolut identisch sein müssen! An dieser Stelle ist die OT-Beschreibung also deskriptiv zumindest unvollständig. Der Bezug auf eine Hierarchie genügt also gar nicht, die Daten adäquat zu beschreiben.

Ein zweites ABER ergibt sich daraus, dass die Idee der Kasushierarchie auch in Vogels Theorie ja gar nicht irgendetwas spezifisches mit OT zu tun hat. Wenn man so eine Idee in der Beschreibungssprache einführt, dann kann man das (auf der Meta-Ebene) für OT machen oder aber auch für eine beliebige andere Theorie wie die unsere. Der Punkt ist der, dass eine solche Hierarchie in den von Vogel benutzten constraints letztlich gar nicht über die OT implementiert wird. Und selbst wenn man dies tun würde, müsste man diese Hierarchie wohl immer noch für universell erklären.

Ein drittes, vielleicht weniger einschlägiges ABER: die Idee der Hierarchie kann letztlich nur anhand eines einzigen Beispiels wirklich getestet werden, denn es wird ja dadurch nur ein einziger Fall als ungrammatisch ausgeschlossen. Ist nämlich der m-Kasus ein Obliquus, brauchen wir ohnehin strikte Kongruenz. Wie tragfähig die Idee überhaupt ist, bliebe anhand anderer Sprachen und weiterer Daten noch zu demonstrieren.

Kommen wir nun zu einem weiteren Parameter, den wir letztlich einfach so formulieren können: gewinnt im Konfliktfall der r-Kasus oder der m-Kasus? Im Deutschen ist klar der r-Kasus nicht verletzbar, im Gothischen wohl der m-Kasus. Das wird in den *constraints* jetzt auf etwas umständliche Art zum Ausdruck gebracht. Für die Realisierung des r-Kasus wird ein entsprechender *constraint* formuliert, der im Deutschen ganz oben angesiedelt werden muss.

Überlegen wir einmal, wie sich das Gothische in unserem Merkmalsystem auswirken würde. Es scheint zunächst einmal überhaupt nicht möglich, den R-Kasus, der ja satzintern schon einmal gecheckt wurde, irgendwie wieder loszuwerden oder in SpecC zu überschreiben. Insofern bietet unser System gar keine Handhabe, diesen Fall überhaupt zu beschreiben.

Auf den ersten Blick scheint also das OT-System hier flexibler, da es eine Relation zwischen 2 syntaktischen und einem morphologischen Kasus beschreiben kann. Der Eindruck, dass dieses System deshalb irgendwie eleganter oder im Prinzip besser sei, trägt jedoch.

Denn man muss sich ja einmal vor Augen führen, dass die Grundlage des Systems im syntaktischen Generierungsmechanismus liegt, über den in OT meist nicht viel gesagt wird. Implizit wird aber natürlich angenommen, dass die DP in SpecC gerade zwei Kasus hat, von denen das OT-System nun einen für die morphologische Realisierung auswählt. Grundlage des Systems ist also ein zusätzlicher Mechanismus, der in unserem System zunächst einmal gar nicht vorgesehen war, nämlich überhaupt die Möglichkeit, dass ein Pronomen zwei syntaktische Kasusmerkmale hat. Wenn man aber die Systeme vergleichen will, muss man annehmen, dass in unserem Merkmalsystem letztlich das Gleiche an Grundvoraussetzungen

möglich sein sollte, dass also gewisse Pronomina der FRSätze ebenfalls zwei Kasusmerkmale haben können, denn genau dies wird ja vom OT-System auch vorausgesetzt. Dann aber ganz einfach, diese Kasus voneinander zu unterscheiden und festzulegen, dass deren morphologische Form im Isländischen die des m-Kasus ist.

Darüber hinaus macht nämlich auch das Vogelsche System die Voraussetzung, dass es spezifische Pronomina für FRSätze gibt, die im Deutschen homophon sind zu den W-Pronomina (s. Vogel S. 348). Die Möglichkeit der Konstruktion hängt hier also von einer lexikalischen Voraussetzung ab, genau wie in unserer Analyse. Die verwendeten Mittel sind daher im Wesentlichen doch die Gleichen, wobei dazu gesagt werden muss, dass die soeben vorgeschlagene Analyse natürlich nur dann funktioniert, wenn die W-Pronomina synkretistisch sind. Die Analyse funktioniert nicht für Pied-Piping-Fälle wie in (103). Aber wie oben schon gesagt, sind diese ohnehin recht marginal und ich würde bezüglich Daten wie (1) empirisch ein Ergebnis vorhersagen (nämlich Ungrammatikalität), dass mit (103) und der generellen Idee der OT-Analyse zur Behandlung der Synkretismen widerspricht.

Es ergibt sich m.E. das etwas ernüchternde Ergebnis, dass so viel in den eigentlichen GEN-Prozess gesteckt werden muss, dass durch die OT-Analyse eigentlich gar nicht viel gewonnen wird. Was sich über die Ordnung von *constraints* darstellen lässt, lässt sich bei uns durch entsprechende Annahmen über das Merkmalverhalten einzelner Lexeme auf ganz analoge Weise implementieren. Da die Annahmen in beiden Systemen doch recht konstruktionsspezifisch aussehen, kann ich auf rein deskriptiver Ebene in der OT-Analyse keine wesentlichen Vorteile entdecken.

In beiden Fällen brauchen wir Annahmen darüber, welche Merkmale einzelne Lexeme haben können. In dieser Situation beansprucht nun die OT für sich, dass sie erklären kann, welche dieser Merkmale in den verschiedenen Sprachen möglich sind, d.h., sie **erklärt** die lexikalische Variation. Das mag zu einem gewissem Grade ja richtig sein, aber der Erklärungsanspruch der OT war ja eigentlich ein viel allgemeinerer, und ich sehe nicht, wie sich dieser Anspruch einlösen lässt, wenn es nur um lexikalische Varianten geht.

Abschließend möchte ich noch einmal auf das Synkretismusphänomen eingehen, dass in (113) schon einmal angesprochen wurde. Es geht darum, dass auch in den restriktiveren Dialekten, die (97) nicht akzeptieren, (102) grammatisch ist.

(102) Er tötet, was immer ihm begegnet

Das liegt an dem Kasussynkretismus von Nominativ und Akkusativ. Hier scheint es also tatsächlich sinnvoll, eine Differenzierung zwischen morphologischer Realisierung (PF-Ebene) und grammatischem Kasus (Syntax) herzustellen, der in unserem Mechanismus per se nicht vorgesehen ist. Schaut man sich aber an, wie dies in dem OT-Artikel implementiert wird, so scheint dort angenommen zu werden, dass die synkretische Form einerseits nur eine Realisierung von 2 Kasus darstellt (daher UNI verletzt), andererseits aber offenbar sowohl Nominativ als auch Akkusativ realisieren kann, sodass in diesem Falle keine anderen *constraints* verletzt werden können.

Dies scheint zunächst eine elegante Lösung, die sich nicht ohne weiteres implementieren lässt, wenn man mit voll spezifizierten Merkmalen arbeitet. Aber auch das OT-System muss im Zuge der Abbildung von LF nach PF ja wissen, dass *was* sowohl Nominativ als auch Akkusativ realisieren kann, und dies muss ja irgendwo auf der PF-Ebene auch als Informati-

on noch einmal irgendwie implementiert werden. Insofern bringt diese zusätzliche Ebene ja erst mal eine weitere Komplikation mit sich (die sich in der OT-Notation darin äußert, dass wir einerseits syntaktische Merkmale wie [NOM] haben, andererseits aber PF-Merkmale wie *nom* oder in diesem Fall „*nom/akk*“ (s. Vogel S. 363). Diese Verdoppelung scheint mir erst einmal wenig elegant. Im Rahmen eines rein lexikalischen Ansatzes muss es dann ebenfalls eine weitere Komplikation geben, etwa die, dass diese Pronomina in ihrer Eigenschaft als FRS-Pronomina etwa wie im Gotischen zwei Kasusmerkmale haben können. Dies löst das Problem auf rein lexikalische Art und Weise, ohne dass zwischen zwei Arten von Entitäten unterschieden werden müsste.

Zusammengefasst: Die taktischen und konzeptuellen Überlegenheit der OT erkenne ich in einigen Bereichen durchaus an; ich denke aber, dass das System als solches für ein generatives System als ganzes zu wenig brauchbare Vorhersagen macht, als dass es dieses System ersetzen könnte. Dies gilt m.E. insbesondere dann, wenn die Effekte von Regelordnung auch durch lexikalische Parameter beschrieben werden können. Der Anspruch, dass diese Parameter durch die OT erklärt werden, ist oft deshalb nicht berechtigt, weil die spezifischen *constraints*, die dafür innerhalb von OT benötigt werden, zusätzliche Annahmen sind, die im alternativen lexikalischen System außerhalb von OT meist gar nicht benötigt werden.

Auch die zunächst einmal einleuchtende OT-Redeweise, dass in der einen Sprache *constraint* A wichtiger sei als B, während in einer anderen Sprache es umgekehrt sei, leuchtet mir nach näherer Überlegung nicht mehr so recht ein. Z.B. könnte man sagen, dass es im Deutschen wichtiger ist, den r-Kasus zu realisieren als den m-Kasus, und im Gotischen gelte das umgekehrte. Aber was soll hier *wichtig* eigentlich heißen? Wichtig wofür? Wichtigkeit ist doch relativ zu bestimmten Zwecken, was soll dies im Zusammenhang mit Grammatik überhaupt bedeuten? Ohne Antwort auf diese Frage finde ich auch den Versuch, die generelle Architektur der OT irgendwie anschaulich oder plausibel zu machen, letztlich dann doch weniger gelungen, als er gemeinhin auf den ersten Blick zu sein scheint.